

SKLAVEN

Markt

Utopie und Verlust

Zum Werden und Vergehen einer Veranstaltungsreihe
im Unterleib Berlins

Herausgegeben von Anne Hahn und Guillaume Paoli



Utopie und Verlust



Utopie und Verlust

Zum Werden und Vergehen einer Veranstaltungsreihe im Unterleib Berlins

Herausgegeben von Anne Hahn und Guillaume Paoli
Mit Zeichnungen von Ilia Kitup

Lukas Verlag

Abbildung auf dem Umschlag:
Eingang der Praterbaracke, erster Sitz des »Sklavenmarktes«,
Foto: Renate Koßmann

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Sklavenmarkt : Utopie und Verlust ; zum Werden und Vergehen
einer Veranstaltungsreihe im Unterleib Berlins / hrsg. von
Anne Hahn und Guillaume Paoli. Mit Zeichn. von Ilia Kitup.
– Erstausg., 1. Aufl. – Berlin : Lukas-Verl., 2000
ISBN 3–931836–58–4

© by Lukas Verlag
Erstausgabe, 1. Auflage 2000
Alle Rechte vorbehalten

Lukas Verlag für Kunst- und Geistesgeschichte
Kollwitzstr. 57
D–10405 Berlin
<http://www.lukasverlag.com>

Layout: nach einem Entwurf von Martin Hoffmann
Satz: Verlag
Druck und Bindung: Difo-Druck, Bamberg
Gedruckt auf umweltverträglich hergestelltem, absolut alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany
ISBN 3–931836–58–4

Inhalt

Guillaume Paoli	7	Einstieg
Andreas W. Lenzmann	11	Der Golem aus Schlotterteig
Bert Papenfuß	12	Dark Space Stoner Blackout
Tone Avenstroup	18	1 – 5 / gartenzwerge
Arne Melzer	22	Requiem
Axel Schneider,		
Frank Willmann	26	Eine Kriegsgeschichte
Andrej Velikanov	31	Fiel vom Himmel ein Sternchen
Tina Veihelmann	34	Pauls Freund
Annett Gröschner	37	Ausflug
Jan Grambow	39	Leerlauf / Bösenfieber / Firma Fortschritt
Renate Kunstmann,		
Mart Degens	42	Artkunst Berlin Mitte
Detlef Opitz	50	Mein rother Kussmaul, dein grünes Kasten
Gabriele Damtew	56	Gestern in Polen
Ilia Kitup	59	*** / Die große Vergeltung
Marc Degens	61	Ordentlich die Welt besehen
Juliane Westphal	65	Gras wachsen lassen
Jörn Luther	67	spiel / hier & dort
Hans Schulze	69	Das Märchen von den bösen bösen faschisten
Katrin Schings	72	Selten aber wahr
Ron Winkler	77	Widerwart, animalis / dem ersten Hund im Weltall
Jan Sputnik	80	Am Spreebord / Evergreen
André Bergelt	82	verloren
Anna Linné-Scheer	87	Wie bist Du Weib?
Parzival	90	Beschlagungen
Torsten Schulz	94	Kuba Sigrid
Lopez Mausere	98	Fragment »Sowieckie Kastaniety«
Helmut Höge	100	Partisanen-Katechismus
Anne Hahn	107	Ausstieg
Sklavenmarkt	114	Autoren, Filmemacher, Künstler

Dieses Buch ist der Bande gewidmet,
die fünf Jahre lang dem Sklavenmarkt treu blieb.

Guillaume Paoli

Einstieg

Im Frühjahr 1996 erzählte mir meine Gefährtin, daß den Dichtern Bert Papenfuß und Frank Willmann eine verwahrloste Baracke im gerade wieder eröffneten Prater-Biergarten zur Verfügung gestellt werden sollte, um dort eine Art Treffpunkt der kulturellen Opposition, was auch das immer bedeuten soll, zu betreiben. Symbolisch gesehen war der Ort dafür gut gelegen: mitten zwischen Staatskultur und Marktwirtschaft, nämlich der Volksbühnen-Dependance und der Prater-Gaststätte GmbH. Wie bei allen Anfängen war man ambitioniert, also sollte die Dichterbude jeden Nachmittag geöffnet sein, nur fehlten noch Zusatzkräfte dafür. Ich sagte bereitwillig zu. So ging ich zweimal in der Woche pünktlich um 16 Uhr hin, machte den Laden auf, holte mir eine Bierbank raus und legte mich in der Sonne mit einem guten Buch nieder. Punkt halb sieben machte ich wieder zu und ging nach Hause. Glücklicherweise hatte die Welt von der besagten Wiedereröffnung noch nichts erfahren, daher kamen Störenfriede nur selten vorbei, gewöhnlich um zu versuchen, ein Buch oder eine Zeitschrift zu klauen. Gelegentlich besuchten mich auch Freunde, und wir plauderten unbekümmert den Nachmittag hinweg. Da ich auf diese Weise zum Kulturschaffenden avanciert war, verfügte ich standesgerecht über einen Stapel Gutscheine, mit denen ich mir die Getränke zum halben Preis erwerben durfte. Nun gut, ich werde nicht behaupten, ich hätte dort die verwirklichte Utopie erlebt, doch es waren durchaus angenehme Zustände.

Wer zu Hause nichts tut, nimmt nicht wahr, daß er nichts tut. Und das merkt auch keiner. Hingegen gewinnt das Nichtstun im öffentlichen Raum gleich eine neue Qualität, etwas wie ein politisches Statement oder eine künstlerische Performance. In diesen ruhigen Stunden unter dem perplexen Blick der vorbeilaufenden Konsumenten sind die Überlegungen entstanden, die zur Gründung jenes Vereins der »Glücklichen Arbeitslosen« führten, der neuerdings von dem offenbar vollgekoksten Peter Glotz zum »Bund der Kommunisten der neuen Unterklasse« nominiert wurde. Im übrigen hielten die Glücklichen Arbeitslosen ihren Gründungsvortrag auch in der Praterbaracke, selbstverständlich in Liegestühlen.

Schließlich gab es einmal in der Woche dort auch noch Veranstaltungen. Meistens Lesungen. Da war ich gespannt, denn mir waren bislang Lesungen fremd. Lesungen gibt es nur im protestantischen Raum, wahrscheinlich als laizistische Nachfolge der Laienpredigt. Bei uns Katholen dürfen nur geweihte Geistespfaffen predigen, und zwar von der Kanzel herab. Vom Fußvolk würde niemand auf die Idee kommen, einen von ihm verfaßten Text seinesgleichen

vorzulesen. Es würde als eine Art exhibitionistischer Onanie aufgenommen werden. Doch man gewöhnt sich daran. Das ging bald soweit, daß ich selbst mich nicht mehr scheute, eigene, des Akzents wegen anfänglich noch ein bißchen verklemmte Tintenergüsse ins Publikum zu schießen. Dann aber, als mir vom weiblichen Teil der Zuhörerschaft versichert wurde, gerade mein Akzent wirke sooo erotisch, reihte ich mich entschlossen in die laut lesenden Literaten ein.

Als Mitherausgeber dieser Textsammlung habe ich nun die Verantwortung, einige Auskünfte zu geben. Wer weiß, ob in zwei, drei Jahrzehnten irgendein der Volldigitalisierung müdes Kind sich nicht auf die Suche nach der vergessenen Welt des gedruckten Wortes begeben und in einem noch bestehenden Antiquariat ausgerechnet auf diese Seiten stoßen wird? Schade wäre es wohl, wenn es den Titel »Sklavenmarkt« so mißverstehe wie einst jene Autorin billiger Remakes der »Geschichte von O«, die so sehr enttäuscht war, uns vor Ort ohne Leder, Ketten und Peitschen anzutreffen. Also, der historischen Wahrheit zur Treue: Damals war »Sklaven« der Name einer vom Basis-Druck-Verlag herausgegebenen Zeitschrift, die sich zum einen politischen Themen widmete, wie: »Warum wurde 1989 die Revolution vom Volk verraten?«; zum zweiten den zahlreichen Dichtern aus der lokalen und geistigen Umgebung textuelle Befriedigung bot. Der kleinste (und vielleicht einzige) gemeinsame Nenner dieser bunten Truppe bestand aus der Figur Franz Jungs, der selbst Revolutionär und Literat, vor allem aber eine glühende Verkörperung des heroischen Scheiterns war. Zu seinen mißlungenen Projekten zählte eben eine Zeitschrift namens »Sklaven«, daher die gleichnamige Publikation und die aus dem gleichen Umfeld stammende »Sklavenmarkt«-Veranstaltungsreihe. Allerdings mag damals manch ein Newcomer im Kiez gestaunt haben, als er zufällig Gesprächen wie »Morgen gehe ich zum Sklavenmarkt« oder »Gestern haben die Sklaven wieder Radau gemacht« lauschte.

In welcher Zeit war das? Es war keine Übergangszeit. Aber auch keine Wartezeit. Eher eine Zwischenzeit. Oder einfach ein Zeitabschnitt für sich. Berlin war nicht mehr und noch nicht Hauptstadt, daher ließ sich Großstadt-aktivismus noch mit provinzieller Gelassenheit vermischen. Man hatte die Wende schon längst hinter sich und wußte ja, daß die genomene Einbahnstraße zum Supermarkt führen wurde, doch im Supermarkt war man eben noch nicht vollständig angelangt. Der einst sozial-geographisch periphere Literatenbezirk Prenzlauer Berg war auf einmal in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit geraten, was nicht ohne Paradoxe ablief. Hier wurden die erfolgreichsten Schankwirtschaften von Antikapitalisten betrieben und Kultur-anarchisten mit Staatsgeldern subventioniert. Auf der Suche nach pikanten Verweigererstories drängten sensationshungrige Westjournalisten in das Viertel wie ins Asterix-Dorf. Währenddessen griffen verzweifelte Sozialbehörden nach Sondermaßnahmen, um die Überzahl an brotlosen Dichtern und sonsti-

gen Kunstparasiten in die Arbeitssimulation einzuführen. All diese Erscheinungen und die damit verbundenen Existenzen wurden in den Medientopf geworfen, um eine fette Szene zu kochen. DIE famose Prenzlauer Berger Szene, deren Beweis ausschließlich in der Presse liegt – nach all dem einstigen Spott über den »Nischensozialismus« ist es schon seltsam, daß der Szenekapitalismus heute so ernstgenommen wird.

Allerdings war es keine Übergangszeit. Auf dem Brachland, wo wir verweilten, haben wir keine Baustelle errichtet und keinen Konsumtempel entworfen. Das von mir verwendete »wir« ist hier im übrigen speziell wie auch generell Utopie. Es gab kein Wir, sondern eine zeitbedingte Zusammenkunft von Individualisten – zumal die Kiezintelligenz, weil sie genug Freizeit dafür hatte, tat, was Intellektuelle überhaupt am liebsten tun: das übliche Spiel von Verschwörung, Verdacht und Verrat. Aber da waren wir uns einig: Auf Erfolg wurde keinen Wert gelegt. Wir waren keine Agentur zur Förderung benachteiligter Ostler und nicht einmal eine Besoffenenvertretung. Dahinter wollen nun manche Beobachter eine kluge »no-name« Marketingstrategie gewittert haben. Quatsch. Es war nur Trägheit und eine gewisse Vorliebe für das Scheitern. Das Torpedokäfer- und 1. FC-Union-Syndrom, sozusagen. Doch einen guten Ruf hatten wir trotz alledem: Vor kurzem hat mir der Chef-Feuilletonist einer allgemeinen Zeitung aus Frankfurt a.M. erzählt, er habe sich nie zum Sklavenmarkt getraut, aus Angst, auf der Stelle gelyncht zu werden.

Wie auch immer: Wir sind nie seßhaft geworden. Bald wurde unsere Anwesenheit dem inzwischen von Handyträgern gefüllten Prater-Restaurant zum Dorn im Auge, und unter dem ersten Vorwand schmiß uns dessen geldgeiler, psychotischer Betreiber raus. Gleichwohl endete die darauffolgende Notunterkunft im subventionierten »Theater unterm Dach« mit Hausverbot, als Anna Scheer die schöne Idee hatte, ihren »Suffsalon« mittels 200 leerer Schnapsflaschen zu schmücken. Dem ehrenwerten Publikum wurde unterstellt, es habe alles selbst ausgesoffen! Man könne noch von Glück reden, daß die wilde Horde nicht gleich den heiligen Hort der Kultur entzündet hatte! Dann landete der Sklavenmarkt im verbündeten »Café Siemeck«, eine Einrichtung, welche die seltsame, obgleich für uns günstige Besonderheit besaß, von den Touristenströmen um den Kollwitzplatz stets unbemerkt zu bleiben, ein schwarzes Loch in der Vergnügungsgalaxie sozusagen. Dort erlebte die Reihe ihre Sternstunden. Für drei Mark oder aber das Vorzeigen eines »Sklavenausweises« durfte man sozialistisch seine Getränke zum halben Preis bekommen, anderthalb Stunden Kultur ertragen und dann sein gesellschaftliches Dasein bis zum Absturz pflegen. Da kannte man keine Künstler mehr, sondern nur Stammgäste (im übrigen stammen die vorliegenden Texte zum Teil von Berufsautoren, zum anderen Teil von verkannten Dilettanten des Sklavenmarkt-Publikums). Leider stellte sich eines heraus: Für die äußere Welt waren wir vielleicht unsichtbar, unhörbar aber nicht. Bald kamen die üblichen Begleiterscheinungen des ewi-

gen Spießertums: Beschwerde, Polizei, Strafanzeigen. Gastgeber Biedermann mußte dichtmachen, und wir waren wieder obdachlos. Als letztendlich der Sklavenmarkt im Etablissement »Walden« in der Choriner Straße beheimatet wurde, verlief alles glatt und still. Keine Klage, kein Rausschmiß – für die Stammgäste ein unverzeihliches Zeichen, daß wir nun auf den Abweg der kleinbürgerlichen Institutionalisierung geraten waren.

Mitunter waren Kulturgelder schneller als Eisberge am Nordpol zerschmolzen. Die letzten Reste des Forums wurden abgebaut, um den Marktplatz zu erweitern. Die Zeit des Prenzlauer Berger Sonderwegs zum Kapitalismus war um. »Der Stadtteil will Silicon Mountain werden« verkündet heute das Szenemagazin Berlins. Wir wissen schon. Medienfabrik statt Wurstagetur, Galerei statt Bäckerei, Internet statt Prolet, die alte Utopie wird zu new economy. Keine Sorge: Als Markenzeichen ihres »Prenzl'bergs« werden die feinen jungen Mutanten aus den Maisonnettewohnungen schon ein Reservat der Bohème mit Ostflair am künstlichen Leben erhalten. Workaholics wollen dem Lebensstil zuschauen, den sie selbst nicht führen können. Ein Hauch verbalen Revolutionarismus' wird sich immer gut als Begleittherapie der vollkommenen Anpassung vermarkten lassen, zumal er als solcher gar keine Chance hätte, umgesetzt zu werden. Ja, manchen von uns droht der Erfolg – für die Freunde des Scheiterns das Scheitern schlechthin!

Utopie bedeutet Nicht-Ort. Sie entsteht gasförmig aus der von einem Topos erzeugten Unzufriedenheit. Wenn sich die Utopie zeitweilig verdichtet, dann wird der Nicht-Ort zum Unort. Dadurch wird der Topos umgeformt, und erneut düstert Utopie aus. Es gibt weder Gewinn noch Verlust. Nur Vergehen und Vergessen.

